

**Nicola HÖMKE – Manuel BAUMBACH (Hrsg.), Fremde Wirklichkeiten. Literarische Phantastik und antike Literatur. Kalliope. Studien zur griechischen und lateinischen Poesie, Bd. 6. Heidelberg: Winter Verlag 2006, IX + 437 S.**

Die Beschäftigung mit Phantastik hat sich in den Literaturwissenschaften des späten zwanzigsten und frühen einundzwanzigsten Jahrhunderts als ein fruchtbares Feld erwiesen. Nach Vorarbeiten des französischen Strukturalismus und jener höchst einflussreichen *Introduction* von Tzvetan Todorov<sup>1</sup> hat sich eine weite Forschergemeinde mit phantastischen Phänomenen in Literatur, später auch bildender Kunst, befasst. Dabei blieben Todorovs Thesen vom Einbruch des Übernatürlichen in eine vom aufgeklärten Geist als durchdrungen aufgefasste Natur sowie von einer innertextlichen Unentscheidbarkeit („*hésitation*“) im Hinblick auf Erklärungsmöglichkeiten für dieses Übernatürliche nicht unwidersprochen.<sup>2</sup> So rege wurde die theoretische Diskussion geführt, dass man am Anfang des einundzwanzigsten Jahrhunderts, knapp dreißig Jahre nach der Popularisierung des Begriffs, bereits eine ‚Neo-Phantastik‘ diagnostizierte.<sup>3</sup> Angesichts dieses am Thema wachsenden Interesses fällt auf, dass ausgerechnet antike griechische und lateinische Literatur praktisch nie in den Fokus der Phantastik-Forschung geriet.<sup>4</sup> Um dies zu ändern, und in deutlicher Absetzung von einem allzu zaghaften Ansatz Erich Ackermanns, der katalogartig einige als „phantastisch“ klassifizierte Elemente antiker Literatur

---

<sup>1</sup> Tzvetan Todorov: *Introduction à la littérature fantastique*. Paris: Seuil 1970 u.ö.; dt.: Einführung in die phantastische Literatur. München: Hanser 1972 u.ö.

<sup>2</sup> Vgl. z.B. konzise: Andras Sandor: *Myths and the Fantastic*. In: *New Literary History* 22 (1991/1992), S. 339-358, hier S. 343-345. – Die Kritikpunkte sind gebündelt zu studieren in: Markus May/Ursula Reber/Clemens Ruthner (Hg.): *Nach Todorov. Beiträge zu einer Definition des Phantastischen in der Literatur*. Tübingen: Francke 2006.

<sup>3</sup> Genauerer im jüngsten umfassenden theoretischen Werk von Renate Lachmann: *Erzählte Phantastik. Zu Phantasiegeschichte und Semantik phantastischer Texte*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2002 (= stw, Bd. 1578), hier S. 11 mit Anm. 4.

<sup>4</sup> An weiteren wichtigen Werken sind zu nennen: Christian W. Thomsen/Jens Malte Fischer (Hg.): *Phantastik in Literatur und Kunst*. Darmstadt: WBG 1980; Winfried Freund: *Deutsche Phantastik. Die phantastische deutschsprachige Literatur von Goethe bis zur Gegenwart*. München: Fink 1999 (= UTB Literaturwissenschaft, Bd. 2091); Christine Ivanović/Jürgen Lehmann/Markus May (Hg.): *Phantastik – Kult oder Kultur? Aspekte eines Phänomens in Kunst, Literatur und Film*. Stuttgart/Weimar: Metzler 2003 (= M&P-Schriftenreihe für Wissenschaft und Forschung); Peter Assmann (Hg.): *Andererseits: Die Phantastik. Imaginäre Welten in Kunst und Alltagskultur*. Katalog zu einem Ausstellungsprojekt der Oberösterreichischen Landesmuseen im Schlossmuseum Linz, in der Landesgalerie Linz. Weitra: Publ. No 1, Bibliothek der Provinz, 2004 (= Kataloge der Oberösterreichischen Landesmuseen, N.S. Bd. 15); Clemens Ruthner: *Am Rande: Kanon, Kulturökonomie und die Intertextualität des Marginalen am Beispiel der (österreichischen) Phantastik im 20. Jahrhundert*. Tübingen/Basel: Francke 2004. – Sie alle behandeln die Antike überhaupt nicht oder nur am Rande.

aufzählt,<sup>5</sup> veranstalteten die Altphilologen Nicola Hömke und Manuel Baumbach 2004 einen Kongress zu Phantastik und antiker Literatur an der Universität Rostock. Dessen Akten liegen nun (soweit ich sehe, nahezu komplett, ergänzt um einige Beiträge) gedruckt vor.

Welche Erkenntnisse gewinnt man also aus diesem explizit der Frage nach antiker Phantastik gewidmeten Sammelband? – Zunächst das überzeugende Argument, dass man sich einem zwischen Gattung, Schreibweise und thematischen Komplexen schwer fassbaren Phänomen wie der Phantastik am besten interdisziplinär annähert: Demgemäß vereinigt der Band Beiträge aus literaturwissenschaftlicher, literaturtheoretischer, überlieferungsgeschichtlicher, archäologischer und religionswissenschaftlicher Perspektive. Damit zusammenhängend ergibt sich die erfreuliche Einsicht, dass Herausgeber und Beiträger es sich nicht zu leicht gemacht und eine moderne Auffassung von Phantastik unhinterfragt in frühere Jahrhunderte (rück-)verlängert haben (VIII). Die Konjunktion im Untertitel des Bandes stellt somit beide verbundenen Begriffe gleichermaßen auf den Prüfstand: Phantastik-Begriff *und* phantastische Elemente in antiker Literatur. Dies impliziert freilich auch, dass die Beiträger ihren Analysen und Interpretationen jeweils unterschiedliche Auffassungen darüber, was Phantastik denn sei, zugrunde legen – und in der Tat überrascht die Vielzahl der verschiedenen, teils implizit vorausgesetzten, teils explizit diskutierten Präsuppositionen. Die Frage nach der jeweiligen Auffassung von Phantastik soll denn auch diese Rezension, abweichend von der gleichwohl sehr sinnvollen thematischen Gliederung des Bandes durch die Herausgeber, strukturieren.

Nachdem Michael Scheffel in seinem Eröffnungsbeitrag die Konfiguration des klassischen Phantastik-Begriffs (wie er in der Forschung durch Todorov oder Wünsch repräsentiert wird)<sup>6</sup> in sein mittlerweile zum Lehrbuchstoff avanciertes<sup>7</sup> Erzähltext-Modell eingliedert hat, ist der Grund bereitet für die Frage nach der literarischen Ausgestaltung von Phantastik in antiker Literatur. Denn Scheffel plädiert überzeugend dafür, den allzu engen Rahmen Todorovs, der im Wesentlichen auf das neunzehnte Jahrhundert beschränkt bleibt, auf andere Epochen zu erweitern. So finden sich denn im Folgenden auch nur zwei Beiträge, die Todorovs Ansatz unmodifiziert übernehmen, interessanterweise zwei gräzistische. Peter von Möllendorff betont in seiner Untersuchung von

<sup>5</sup> Erich Ackermann: Von mythischen Figuren und Zauberdingen. Die Wurzeln der Fantastik in der Antike. In: Thomas Le Blanc/Wilhelm Solms (Hg.): Phantastische Welten, Märchen, Mythen, Fantasy. Regensburg: Erich Röth Verlag 1994 (= EGM Schriftenreihe, Bd. 18), S. 59-84.

<sup>6</sup> Marianne Wünsch: Die phantastische Literatur der frühen Moderne. Definition, denkgeschichtlicher Kontext, Strukturen. München: Fink 1991.

<sup>7</sup> Matías Martínez/Michael Scheffel: Einführung in die Erzähltheorie. München: Beck 2005 (= Beck Studium).

Lukians *Lügenfreunden* mehrmals, dass er Todorovs Ansatz für den maßgeblichen hält (187 und nachdrücklich 197/198). Zugleich jedoch kombiniert er diesen implizit mit dem modifizierten Begriff Renate Lachmanns, wenn er auf Theorien Michail Bachtins zurückgreift und die Kondolenz-Runde um Eukrates' Krankenbett, die zentrale Erzählsituation in Lukians Text, als „karnevalistische Exklave“ bezeichnet (192).<sup>8</sup> Zwischen diesen beiden Vorgaben gelangen ihm zwar subtile Beobachtungen am Text, etwa wenn er die Abwesenheit Platons im *Phaidon* mit der abermaligen Abwesenheit Platons während Eukrates' Unterwelts-Schau zusammen denkt (194), doch das (im einen oder anderen Sinne) Phantastische an Lukians Text bleibt bis zuletzt nicht präzise fassbar: Zwar schafft die Hilflosigkeit des Erzählers Tychiades gegenüber den ihm aufgetischten (Lügen?-)Geschichten eine ständige Präsenz des Zweifels und der *hésitation*, doch bezieht sich dieser Zweifel auf intellektuelle Konventionen innerhalb einer *paideía*-Praxis (199/200), so dass ihm die existenzielle Bedrohlichkeit eines Zweifels an Natur und ihren vermeintlich sicheren Gesetzen abgeht. – Auch Manuel Baumbach geht von Todorovs Charakteristika des Phantastischen aus, v.a. von dem Konflikt zweier Realitäten und den textimmanenten Rezeptionssignalen, welche die *hésitation* des Lesers steuern sollen: In beiden Komponenten hat er ein plausibles Mittel gefunden, die zeitliche, das heißt immer auch: gedankliche und lebensweltliche Distanz zur antiken Literatur zu überbrücken (79). Baumbach geht mit diesem Handwerkszeug durch Epochen der griechischen Literatur, von archaischer Lyrik (Archilochos' Gedicht über die Sonnenfinsternis), den hellenistischen Liebesroman (v.a. Longos) bis zum religiösen Roman (Achilleus Tatios) und scheint so, implizit, eine Entwicklungslinie anzudeuten: In Archilochos' Dichtung sieht er Ansätze des Phantastischen, induziert vom unheimlichen, unerklärlichen Verhalten der Natur; bei Longos weist er auf ein innertextliches Spiel mit phantastischen Motiven in Form der Trugbilder des Pan hin (90/91), in Achilleus Tatios' Roman von Leukippe und Kleitophon profiliert er die Verbindung von menschlicher und göttlicher Sphäre in Träumen oder ekstatischen Zuständen der Protagonisten als eine vom Text unentschieden gehaltene Kippfigur zwischen natürlicher und übernatürlicher Erklärung (95/96): Phantastik, die in Mysterien fußt. Dies scheint alles auf der Ebene der Texte als ganzen überzeugend, zumal es glänzend formuliert ist. Dann jedoch bringt Baumbach ein Beispiel für „phantastische Mikrostrukturen“: die Werwolf-Erzählung aus Petrons *Satyrica* (96-102). Hier will Baumbach Phantastik gleichsam ‚zu sich selbst gekommen‘ entdecken, da der Erzähler (Niceros während Trimalchios Gastmahl) Unschlüssigkeit über den Status der übernatürlichen Begebenheit an den Tag lege; zugleich werde der Leser durch einerseits bestürzte, andererseits spöttische Reaktionen der innerfiktionalen Zuhörer seinerseits im Unklaren gelassen. Hier wäre m.E. ein Fra-

<sup>8</sup> Zum Verhältnis Bachtins zu Lachmanns Phantastik-Konzept s.u.

gezeichnet angebracht: Diese Argumentation ist nur stichhaltig, wenn man tatsächlich vom viel berufenen „krassen Realitätscharakter“ des Gastmahles ausgeht (99, mit Anm. 81): Nur dann kann nämlich von einem Konflikt zweier ‚Realitäten‘ gesprochen werden. Wenn man hingegen ein hohes Maß an Theatralität im Verlauf des Gastmahls für wahrscheinlich sowie ein stets berechtigtes Misstrauen gegen *alle* Erzähler der *Satyrica* für geboten hält,<sup>9</sup> gerät der Status der ‚ersten Realität‘, in welche die Werwolf-Erzählung eingelegt ist, ihrerseits ins Zwielficht. Wäre dann noch Phantastik festzustellen? Gleichwohl gibt Baumbach eine überzeugende Probe für die Anwendbarkeit der Todorov’schen Phantastik-Theorie auf griechische und römische Literatur.

Quantitativ dominieren klar die gegenüber Todorov modifizierten Auffassungen von Phantastik. Der avancierteste stammt aus der Feder Renate Lachmanns, die auch diesem Band einen Aufsatz beisteuert. Leider – aus Perspektive des Rezensenten – vergibt sie die Möglichkeit ihr Modell der Phantastik als einer Schreibweise des „Kontrafaktischen“ und „Irrealen“<sup>10</sup> auf einen antiken Text anzuwenden, und stellt stattdessen eine Säule ihres theoretischen Gebäudes vor: Bachtins Konzeption der ‚Menippeischen Satire‘.<sup>11</sup> Paradoxa und Adynata brächten, so Lachmann, als sprachliche Agenten Alternativen hervor (31-34), woraus die Menippea, Phantastik, Utopien hervorgingen; dabei will sie die „vor- und nachromantische Phantastik“ ausdrücklich von der „aufklärerischen“ Menippea unterschieden wissen, denn in letzterer gäbe es keine Unentscheidbarkeit (34/35). Selbst wenn man die aus Sicht der klassischen Philologie nicht unproblematische Bezeichnung „Menippea“ für prosimetrische Dichtung außer Acht lässt, treten hier verschiedene Probleme auf: Der Schnelldurchlauf durch Lachmanns Kategorien macht den Aufsatz für jene, die Lachmanns Buch nicht kennen, recht unübersichtlich; sodann wechseln gewohnt kenntnisreiche An-Interpretationen aus mindestens drei Literaturen mit eher zweifelhaften Annahmen über die „kosmischen Reisen“ der Menippea als *Proto-Science Fiction* ab. Hier wäre die Lektüre von *Erzählte Phantastik* wohl eher zu empfehlen. – Auf der Grundlage von Lachmanns Phantastik-Begriff ruht auch die Analyse von Laura Feldt. Denn nur Phantastik als Schreibweise kann in religiösen Texten gesucht werden (313/314), die ja jeweils spezifischen Gattungen angehören (Vision, Prophetie, Brief, Bericht etc.). So kann Feldt den *Exodus*-Text des Alten

<sup>9</sup> In diesem Sinne hat der Rezensent in anderem Zusammenhang plädiert. Jost Eickmeyer: *Eumolpus’ Fast Cuts. Formen und Funktionen der Lesersteuerung in der ‚Witwe von Ephesus‘-Episode (Satyrica 110,6-113,5)*, mit einem Ausblick auf Petrons Poetik des Blicks. In: *Göttlinger Forum für Altertumswissenschaft* 9 (2006), S. 73-104, zur *cena* v.a. S. 100-102.

<sup>10</sup> Lachmann: *Erzählte Phantastik* (Anm. 2), S. 12 und *passim*.

<sup>11</sup> Um Missverständnisse zu vermeiden: Lachmann schließt keineswegs unkritisch an Bachtins durchaus kontrovers diskutierte Theorie an, sondern verortet sie ihrerseits kritisch in der antagonistischen Literatur-Ideologie im Russland der 1920er Jahre (21).

Testaments auf seine phantastischen Qualitäten hin untersuchen. Dabei bettet sie ihre Analyse in generelle Betrachtungen über Phantastik in anderen Kulturen und Epochen ein, in denen sie die Frage, welches Phänomen als natürlich und welches als unnatürlich zu identifizieren sei, an eine entsprechende lebensweltlich grundierte Unterscheidung rückkoppelt. Damit benennt sie (und bannt für ihren Zusammenhang) die bohrende Frage nach dem übernatürlichen Phänomen und dessen Identifikation. Muss es im Text selbst als solches reflektiert werden (was etwa die meisten Erzählungen Kafkas ausschliesse)? Muss der Rezipient es als übernatürlich wahrnehmen – und wie könnte man dies für alle Rezipienten behaupten? Wie können heutige Leser überhaupt entscheiden, was in einem antiken Text oder auch einem Text aus einem anderen Kulturraum als übernatürlich gilt und was nicht? Feldt nimmt zu ihrer Hypothese über unnatürliche Phänomene Lachmanns Kategorien der physio- und psychotechnischen Metamorphose, Hyperbole und Zufall, hinzu und entwickelt so ein Raster, in dem sie die Erzählung vom Auszug der Israeliten aus Ägypten analysieren kann (320-323): Vor allem anhand der Reaktionen der Beteiligten, Moses, Pharaos, der Israeliten selbst, die meist Zweifel, Verwirrung oder Angst empfinden, kann sie die grundlegende Ambivalenz in der Bewertung des Geschehens im Text plausibel machen. Auch der biblische Erzähler, als Stifter der Kohärenz im Glauben, ist, so zeigt Feldt, auf die prinzipielle Unentscheidbarkeit des im Text Dargestellten angewiesen (326): Nur wo nicht gewusst werden kann, ist Glaube ja erforderlich. Schließlich kann sie eine präzise pragmatische Unterscheidung zwischen phantastischen und religiösen Texten etablieren: Letztere werden v.a. durch den Gebrauch, in der Zuschreibung von Autorität zu eigentlich religiösen Texten gemacht, stellen aber formal eine Subkategorie phantastischer Texte dar (335).

Damit tritt Feldt in Spannung zu Marco Frenschkowski, dessen ebenfalls religionswissenschaftlich ausgerichteter Beitrag gerade religiöse und phantastische Texte klar zu trennen sucht. Er kann durch subtilen Vergleich verschiedener, unterschiedlich komplexer Visionstexte (Johannesapokalypse, *Pastor Hermae*, *Passio Perpetuae* und *Visio Zosimae*) unterschiedliche Grade der Annäherung an Phantastik aufzeigen, sieht sie aber allenfalls bei der nachweislich vom utopischen Reiseroman beeinflussten Zosimos-Geschichte „in statu nascenti“ (354-361). Man merkt: Der Autor sieht Phantastik in einem engeren Sinne, nämlich als Kulturphänomen, als Bruch grundlegender, meist aufklärerisch verfestigter Paradigmen (340). Solche Brüche kann man in frühchristlichen Visionstexten naturgemäß kaum auffinden. – Eine solche Auffassung des Gegenstandes scheint auch in den literaturwissenschaftlichen Beiträgen im Mittelteil des Buches vorzuherrschen, der dem utopischen Reiseroman des Hellenismus gewidmet ist: Hier behandeln Reinhold Bichler, Dirk Uwe Hansen und Walter Kytzler in ihrem jeweiligen Beitrag nahezu dasselbe Corpus

von Texten: Theopompos, Hekataios, Jamboulos und Euhemeros. Doch während Kytzlers Ausführungen revue-artig und oberflächlich am utopischen Charakter der Reiseberichte bleiben (285/286: Protreptik, Optimierung von körperlichen und gesellschaftlichen Strukturen, Wunsch-Träume), geht Hansen von einer interessanten Stelle bei Apollodor aus, in der es um Autoren geht, die irgendwie zwischen Mythographen und Historiographen stünden, aber zugleich keine Fälscher seien (264).<sup>12</sup> Sollte hier eine Gattungsbestimmung phantastischer Texte im antiken Nukleus vorliegen? Hansen wägt ab, indem er die fernen, teils abstrusen Orte, von denen die genannten Autoren berichten, als utopische Randzonen *zwischen* der bekannten und unbekanntem Welt profiliert. Damit weist er moderne, meist aus politischen Bestrebungen der frühen Neuzeit erwachsene Utopie-Begriffe als unbrauchbar zurück (272), weist aber zugleich auf die implizierte Differenzierung der Wirklichkeitsordnungen hin (275). Bichler schließlich stellt – als einer der besten Kenner antiker Reiseliteratur – die hellenistischen Autoren miraculöser Reisen in einen weiteren Kontext: Einerseits setzt er sie in Beziehung zu Reiseberichten frühzeitlicher Epen (*Odyssee*, *Gilgamesch-Epos*, *Erzählung vom Schiffbrüchigen*, 238-242), andererseits zu real(istisch)en Reiseberichten, wie den der Südumfahrung Asiens und Afrikas durch Eudoxos und Hanno oder denjenigen von der Nordumfahrung Europas durch Pytheas (251-255). Als Vergleichspunkt dienen ihm die Beglaubigungsstrategien, welche die jeweiligen Texte bieten: Beurkundung und Ansehen bzw. sozialer Status des Erzählers finden sich in erstaunlicher Homogenität in den griechisch-orientalischen wie auch in den hellenistischen Dichtungen, während die ‚authentischen‘ Berichte eher auf Evidenz (mitgebrachte Exotika) und naturkundliche Plausibilität, etwa aus meteorologischen Gründen, setzen. In jedem Fall zeigt seine profunde und gut lesbare Zusammenstellung, in welchem Maße die Konfrontation mit ‚Randzonen‘ der Welt immer auch eine Konfrontation zwischen Wirklichkeit und Unwirklichkeit mit sich brachte: Unschärfen entstanden, die eine klare Unterscheidung im Text zunehmend erschwerten, so dass sich zumindest *ein* Kriterium phantastischer Literatur fest in der Antike verorten lässt.

In Randzonen etwas anderer Art wird der Leser von Lorenz Winkler-Horaček geführt, nämlich an die Ränder und auf die Friese frühgriechischer Vasen und anderer Gefäße. Das ist nicht nur ein Wortspiel: Denn anhand der Anordnung von Mischwesen wie Sphingen, Greifen oder Sirenen auf Tierfriesen der Zeit kann Winkler-Horaček deren gezielte Einordnung in standardisierte Kontexte, gleichsam eine Art „Bändigung“, illustrieren (216). Damit ist zwar noch keine Phantastik etabliert, wenngleich der Autor sich auf Scheffels Ausführungen beruft (203), doch zumindest ein Ana-

---

<sup>12</sup> Nach Strabon, Geogr. 7,3,6.

logon der bildenden Kunst zu bestimmten Phänomenen der utopischen oder ‚realistischen‘ Reiseberichte aufgewiesen.<sup>13</sup> Dass auch der Archäologe freilich Mirabilia aus solchen Texten umstandslos mit moderner *Science Fiction* zusammenspannt (223), stimmt wiederum missmutig.<sup>14</sup>

Doch es gibt Schlimmeres. Dazu zählt leider der Beitrag von Almut-Barbara Renger in diesem Band. Sie präsentiert einige Überlegungen aus dem Umfeld ihrer ungefähr zeitgleich erschienenen Dissertation.<sup>15</sup> Bereits ihr Vorspann wartet mit einem Abgrenzungsversuch der Phantastik zu Fantasy auf (111-114), der – zugegeben, kein leichtes Unterfangen – mehr Fragen aufwirft, als er zu ihrer Argumentation beiträgt. H.P. Lovecraft z.B. hat zwar über *Supernatural Horror in Literature* geschrieben, aber darf man ihn deshalb ohne Umschweife für Fantasy reklamieren (114)? Hängen die von Renger aufgezählten modernen Phänomene im Bereich des Computer- und Rollenspiels tatsächlich unmittelbar von Homer ab, wie sie behauptet (111), und nicht – je nach Ausrichtung – von John R.R. Tolkien oder William Gibson? Hier wäre eine weniger großzügige Geste mehr gewesen, denn *en détail* weiß die Autorin zu überzeugen, wenn sie etwa die Phaiaken-Episode in Homers *Odysee* mit dem Begriff der Schwelle erschließt (122-127), der vorzüglich zur unscharfen Ortsangabe des Randes passt (s.o.). Irrfahrten und Nékyia werden so, auch in ihrer Komposition, als Schwelle zwischen dieser und der Anders-Welt plausibel, ebenso wie die Unvereinbarkeit der Welten von Scheria und Ithaka sich im Schlaf des Odysseus *vor* der Ankunft bei und *nach* der Abreise von den Phaiaken zeigt (130). Aus dieser im Text angelegten Inkompatibilität ergeben sich erstaunliche Querverbindungen z.B. zu Ralf Georg Bogners Beitrag. Der Germanist und u.a. ausgewiesene Kenner des Expressionismus wartet nicht nur mit einer glasklaren gattungstheoretischen Einordnung und Analyse von Alfred Kubins Roman *Die andere Seite* auf, sondern betont eben auch die funktionale Vielgestaltigkeit seiner phantastischen Elemente. Auf Gleiches weist Renger inhaltlich hin, doch ihr Fokus ist ein anderer, ‚überzeitlicher‘: Denn auf ihre ohnehin sehr nah am Allgemeinsprachlichen angesiedelte Auffassung von Phantastik sattelt sie noch ein strukturalistisches Beschreibungsmuster, das v.a. auf den Märchen-Theoretiker Vladimir Propp zurückgeht (133-138).

---

<sup>13</sup> Winkler-Horaček benennt selbst das entscheidende Problem dieses Vergleichs: Die Abgrenzung eines fiktionsinternen Rahmens, der für literarische Phantastik entscheidend ist, kann für bildende, zumal nicht-erzählende Kunst, schwerlich geleistet werden (203).

<sup>14</sup> Zumal Elmar Schenkel in seinem Beitrag zum Verhältnis von Phantastik und Wissenschaften nicht nur die mannigfachen Wechselwirkungen zwischen beiden herausstreicht, sondern auch die facettenreiche *Science Fiction* durchaus von Phantastik abgrenzt (42).

<sup>15</sup> Almut-Barbara Renger: Zwischen Märchen und Mythos. Die Abenteuer des Odysseus und andere Geschichten von Homer bis Walter Benjamin. Eine gattungstheoretische Studie. Stuttgart/Weimar: Metzler 2006.

Auf diese Weise kann sie eine strukturelle Analogie von Zaubermärchen, *Odyssee*, Roman und zeitgenössischer Fantasy ziehen, welche freilich ebenso gut auf jedwede andere erzählende Literatur gleich welcher Epoche und stilistischen Ausformung ausgeweitet werden könnte! Aber das mag ja schon als Erkenntnis gelten, wo „Subtraktion von Literarisierungsmerkmalen“ (134) zur vorwiegenden literaturwissenschaftlichen Operation wird.

Ganz anders dagegen die übrigen Beiträge aus dem Bereich der klassischen Philologie: Gerrit Kloss etwa wartet mit einer willkommenen Mahnung zur begrifflichen Präzisierung auf sowie mit dem Hinweis, die homerischen Apologoi und Lukians Werke seien eben *nicht* phantastisch im Sinne des Archegeten dieses Begriffs (144). Bevor er dann jedoch gezwungen ist, Phantastik für antike Texte generell abzulehnen, sucht er die begriffliche Differenzierung: Wenn *hésitation* im Sinne Todorovs Merkmal für Phantastik sei, müsse der Mythos als ihr „natürlicher Feind“ angesehen werden (147). Dieser Feindstellung weiß Kloss anhand zweier Beispiele (Sophokles' *Oidipous* und Sallusts *Bellum Iugurthinum*) eine „mythische Phantastik“ versuchsweise entgegenzusetzen. Die detektivische Selbstentlarvung des Oidipous wirke vor dem Hintergrund des bekannten Mythos existenziell beunruhigend (151-155), wie andererseits die Entscheidung im *Bellum Iugurthinum* vom schwankenden Bocchus abhängig gezeigt werde, was den Mythos vom notwendig siegreichen römischen Volk bedeutend in Zweifel ziehe (156-158). Insgesamt ein anregender Versuch der Differenzierung und – nebenbei bemerkt – einer der wenigen, welche die römische Literatur einbeziehen. Zugleich weiß der Autor um die Grenzen seines Versuches: Wie lässt sich eine existenzielle Beunruhigung auf dem Theater mit einer Praxis der *kátharsis* in Einklang bringen (155)? Steht der innerfiktionalen *hésitation* des Numiderfürsten nicht eine nur zu eindeutig warnende Aussageabsicht Sallusts gegenüber (158)? – In ähnlicher Weise widmet sich Nicola Hömke der Erictho-Episode in Lucans *Bellum Civile*. Sie legt ebenfalls einen modifizierten, diesmal an Simonis orientierten<sup>16</sup> Phantastik-Begriff zugrunde und zeigt, stets nahe am Text, dass Lucans Erictho nicht nur eine poetische Perversion ihrer Vorläufer ist (Sibylle, Pythia), sondern mittels Schock- und Ekeffekten der Erzeugung eines „phantastischen Horrors“ dient (173); Lovecraft hätte seine Freude gehabt. So kann Hömke die, als Grundlage für Lucans Epos seit langem diskutierte, Technik der Inversion im Kleinen auf Ericthos Beschwörung der Unterwelt anwenden und mit einem phantastischen Begriff des Un- (als Wider-) Natürlichen verbinden. Diesmal wird auch der Verweis auf Kubins *Die andere Seite* nicht verschenkt (175/176). Doch weist sie auch, zu Recht, darauf hin, dass man trotz all dem Grausigen und Abstoßenden bei Lucan (noch)

<sup>16</sup> Annette Simonis: *Grenzüberschreitungen in der phantastischen Literatur. Einführung in die Theorie und Geschichte eines narrativen Genres*. Heidelberg: Winter 2005.

keine ‚autonome‘ Phantastik vorfinde, sondern dass seine Parameter immer auch historische Konstellationen aufzeigten, ja: diese und ihre Motivationen in aller Grausamkeit erst darstellbar machten (181).

Schließlich finden die hier besprochenen Beiträge fruchtbare Ergänzungen in drei weiteren, die mittelbar mit dem Kernbereich des Sammelbandes verbunden sind: Antonio Stramaglias sehr kundiger Abriss der Überlieferungsgeschichte vier antiker phantastischer Texte (Diogenes Antonius' *Hypèr Thoúlen Ápista*, die *Kestoi* des Joulos Afrikanos, die *Anagraphé* von Lindos und Phlegon von Tralles' *Peri thaumasíon*) gibt faszinierende Einblicke in die Sozialgeschichte des antiken Lesepublikums wie auch in die praktische Nutzung mancher Talisman- und Mirabilia-Sammlung. – Elmar Schenkel lotet die Wechselwirkungen zwischen Phantastik und Naturwissenschaften anhand bekannter und unbekannter „Klassiker“ von Lewis Carroll und H.G. Wells bis E.A. Abbott aus. – Grazia Maria Masselli schließlich beleuchtet die sprachlichen Besonderheiten antiker Schadenszauber-*tabellae* und folgt den Spuren des klandestinen und daher bekanntlich traditionsintensiven Magie-Diskurses bis ins zwanzigste Jahrhundert, wo Liebestränke und Schadensformeln in Carlo Levis neorealistischem Klassiker *Christus kam nur bis Eboli* fröhliche Urständ feiern.

Nimmt man alles in allem, so zeigt dieser Band zweierlei: Erstens ist der Begriff der Phantastik, unabhängig von seiner genauen inhaltlichen Füllung (!), auf antike Texte sinnvoll und gewinnbringend anzuwenden; zweitens können umgekehrt antike Texte und, wie ich meine: gerade sie aufgrund ihrer zeitlichen und kulturellen Distanz, mitunter direkt ‚Fremdheit‘, dazu dienen, literaturtheoretische Begriffe zu schärfen. Die Phänomene, welche durch Begriff ‚Phantastik‘ zu beschreiben wären, sind in unterschiedlichen Epochen der mehrtausendjährigen Antike in ganz verschiedenen Ausprägungen vorhanden und harren, nach dieser auch typographisch ansprechenden und mit Registern hervorragend erschlossenen Pionier-Arbeit weiterer Interpretation, am besten in interdisziplinärer Perspektive ...

Jost Eickmeyer  
Ruprecht-Karls-Universität  
Germanistisches Seminar  
Hauptstraße 207-209  
69117 Heidelberg  
E-Mail: jost.eickmeyer@gs.uni-heidelberg.de